

INSTITUT FÜR SOZIAL- UND WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN

WISO

WIRTSCHAFTS- UND SOZIALPOLITISCHE ZEITSCHRIFT

**Hans J. Pongratz:** Die Solo-Selbständigen – was sie trennt und verbindet • **Emmerich Tálos:** Ein Jahrhundert Arbeitslosenversicherung in Österreich (1920–2020)  
• **Elisabeth Buchner, Helmut P. Gaisbauer:** Unterstützungsangebote für arbeitsmarktferne MindestsicherungsbezieherInnen: Chancen und Barrieren •  
**Matthias Specht-Prebanda:** ISW-Betriebsrätebefragung 2019: Betriebsklima und Unternehmenskultur

---

**AK-Wissenschaftspreis:** **Laura Sidonie Mayr:** Die Mehrwertabgabe als Beitrag zur Verteilungsgerechtigkeit in Österreich

---

**Max Preglau:** Rezension Marie Jahoda (2019): Aufsätze und Essays

# REZENSION

Rezension zu Marie Jahoda (2019):

## **Aufsätze und Essays**

Herausgegeben von Johann Bacher,  
Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler

*Transblick Sozialwissenschaftliche Reihe 15.*  
*StudienVerlag, Innsbruck-Wien-Bozen*

*Max Preglau*

Die vorliegende Publikation ist der letzte Teil einer dreibändigen Edition von Schriften, die Marie Jahoda vor und nach dem mit Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel veröffentlichten Klassiker der Soziologie der Arbeit „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (1933, Neuauflage 1975) verfasst hat. Die Edition umfasst als ersten Band die 1932 abgeschlossene Dissertation Jahodas mit dem Titel „Lebensgeschichtliche Protokolle der arbeitenden Klassen 1850–1930“, die 1938 verfasste Nachfolgestudie zu den „Arbeitslosen in Marienthal“ mit dem Titel „Arbeitslose bei der Arbeit“ und eine Sammlung von Aufsätzen und Essays von Marie Jahoda aus den Jahren 1937–1997, die im Folgenden besprochen werden soll.

1.

Bevor ich das Buch im Detail vorstelle, vorweg zur Erinnerung und Kontextualisierung einige lebensgeschichtliche Eckdaten zu Jahoda, die ich einem „Portrait“ von Christian Fleck (2017) entnommen habe: Geboren in Wien 1907 in einer links-liberalen Kaufmannsfamilie war sie selbst bereits früh in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung engagiert, dabei auch wiederholt im Austausch mit Otto Bauer. Sie absolvierte ein Studium der Psychologie und eine Ausbildung zur Volksschullehrerin in Wien, ihre Dissertation wurde 1932 approbiert. Neben der Ausbildung arbeitete sie im Wirtschaftsmuseum von O. Neurath. 1927 heiratete sie P. F. Lazarsfeld, 1930 brachte sie ihre Tochter Lotte zur Welt. 1932 erfolgte die Trennung von Lazarsfeld, dem sie aber durchaus freundschaftlich verbunden blieb. Beruflich wirkte sie im Schuldienst und als Forscherin an Lazarsfelds Wirtschaftspsychologischer Forschungsstelle, wo 1932/33 auch die Studie über „Die Arbeitslosen von Marienthal“ entstand. Dabei ging es ihr nicht nur um das „Erforschen“ des Lebens der ArbeiterInnen, sondern auch ums „Organisieren und Helfen“.

Nach dem Bürgerkrieg im Austrofaschismus wurde sie aus dem Schuldienst entlassen und führte dann ein Doppelleben als Leiterin der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle und illegale Aktivistin der „Revolutionären Sozialisten“. 1936 wurde sie zunächst verhaftet und verhört und 1937 schließlich verurteilt, auf Grund internationaler Interventionen jedoch aus der Haft entlassen und aus Österreich ausgebürgert.

Es folgten acht Jahre des Exils in England, wo sie als freie Sozialwissenschaftlerin und Journalistin arbeitete. Hier entstand in den

Kohlerevieren in Wales die Nachfolgestudie zum Marienthal-Projekt, Jahoda war aber auch an der kritischen Berichterstattung über Nationalsozialismus und Krieg beteiligt. 1945 emigrierte sie in die USA und nahm auch deren Staatsbürgerschaft an. Bei ihrer Etablierung als Sozialwissenschaftlerin in den USA war das Netzwerk europäischer Emigranten sowie das von P. F. Lazarsfeld und R. Merton geleitete Bureau of Applied Research hilfreich, und es gelang ihr auch bald eine assoziierte Professur (1948) und sogar eine Vollprofessur (1953) für Psychologie an der NY University zu erhalten. Sie wirkte u. a. an den Projekten der Kritischen Theorie – Studies in Prejudice, Authoritarian Personality – mit, und in den 1950er Jahren meldete sie sich auch zu den antikommunistischen Säuberungspolitiken der McCarthy-Ära in der Hochzeit des „Kalten Krieges“ kritisch zu Wort.

1958 kehrte sie dann nach England zurück, wo sie auch die britische Staatsbürgerschaft annahm und in zweiter Ehe den Labor-Politiker A. H. Albu heiratete und zunächst als freie Sozialwissenschaftlerin und dann auch als Lecturer und Professorin der Psychologie an britischen Universitäten (Uxbridge bei London 1958–65, Sussex 1965–73) forschte und lehrte. Nach ihrer Emeritierung 1973 blieb sie der Universität Sussex als Senior Research Consultant und Gastprofessorin weiter verbunden. In der britischen Zeit standen das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik und sozialpsychologische Folgen von Arbeitslosigkeit, ab den 1990er Jahren auch Fragen des Nationalismus thematisch im Zentrum. Sie starb 2001 im südenglischen Keymar.

2.

Den Aufsätzen und Essays Jahodas haben die HerausgeberInnen eine *editorische Notiz* vorangestellt, in der die Textauswahl mit deren methodischer, theoretischer und/oder gesellschaftspolitischer Aktualität begründet und auf die bedeutenden editorischen Vorarbeiten von Christian Fleck verwiesen wird, der schon 1994 gemeinsam mit Hans Georg Zilian in einem seit Jahren vergriffenen Band (Fleck / Zilian 1994) bereits 12 der insgesamt 18 Texte der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hatte. Weiters wird die thematische Gliederung des Bandes erläutert, die einleitende biografische, wissenschaftliche und politische Kontextualisierung der einzelnen Texte angekündigt, und schließlich die Einordnung in die dreiteilige Marie-Jahoda-Edition der HerausgeberInnen vorgenommen.

Es folgt ein *Vorwort* von Klaus Taschwer, in dem „Einige Nachwirkungen des Roten Wien in Marie Jahodas Arbeiten nach der Vertreibung aus Österreich“ (so der Titel) beschrieben werden und auf ihre nachhaltige Prägung durch die politische Sozialisation in der sozialistischen Jugendbewegung im von Wissenschaftlern wie Rudolf Goldscheid, Otto Neurath und Paul F. Lazarsfeld und Reformern wie Otto Glöckel „Wiener Labor der sozialdemokratischen Gesellschaftstransformation“ verwiesen wird.

Es folgen dann der Hauptteil mit den Aufsätzen und Essays Jahodas, gegliedert in fünf thematische Felder.

Das erste Feld beinhaltet drei aus den späteren englischen Jahren stammende Beiträge zu methodischen und theoretischen Fragen von *Sozialpsychologie und Sozialwissenschaft*. In einem im Jahr 1961 verfassten Aufsatz „Eine sozialpsychologische Annäherung an die Untersuchung der Kultur“ plädiert Jahoda dafür, bei diesem Unternehmen nicht von den Wert- und Glaubensvorstellungen der Mehrheit einer Gruppe auszugehen, sondern von jenem Teil, der sich in der Gruppe am wenigsten belastet und am besten aufgehoben und wohl fühlt – und damit am besten in die Kultur „eingefügt“ oder „eingepasst“ ist und diese am besten repräsentiert. Methodisch erfordere dies einerseits subjektive Daten über den Grad der Belastung und des Wohlbefindens und andererseits Strukturdaten über die jeweiligen sozialen Rollen und Bedingungen. In einem 1989 verfassten Text über „Nicht-reduktionistische Sozialpsychologie“ kritisiert sie die Methodologie einer an naturwissenschaftlichen Kausalitätsvorstellungen und experimentellen Methoden orientierten Psychologie und plädiert für eine lebensnahe Forschung, die auf abstrakte Theoriemodelle verzichtet und dafür in Bodennähe der aktuellen sozialen Probleme operiert und methodisch den Weg einer für soziale Kontexte sensiblen Feldforschung beschreitet. In dem erst 1997 verfassten Aufsatz zum Thema „Sozialwissenschaft und soziale Realität“ resümiert Jahoda nochmals ihren sozial-psychologischen, um Vermittlung von Psychologie und Soziologie bemühten Zugang zur sozialen Wirklichkeit: An drei Beispielen – Vererbung vs. Umwelt, Nationalismus und Alter – zeigt sie die unauflösliche Verschränkung von Individuum bzw. individuellem Handeln und Gesellschaft bzw. sozialen Faktoren, sowie die entsprechende Notwendigkeit der Kombination von Theorien und Methoden auf.

Das zweite thematische Feld enthält fünf Beiträge zur *Antisemitismus- und Vorurteilsforschung*, drei aus der Zeit des Exils und der Zusammenarbeit mit Horkheimer und Adorno im Rahmen der „Studies in Prejudice“ und der „Authoritarian Personality“ in den USA und zwei aus den späten Jahren in England. Im Text „Vorurteile und das Vermeiden von Aufklärung“ aus dem Jahr 1947 beschäftigt sich Jahoda mit der Schwierigkeit, vorurteilsbehaftete Personen, die Auffassungen ausweichen, die ihren eigenen zuwiderlaufen, mit Instrumenten der Aufklärung und Vorurteilsbekämpfung zu erreichen. Diese haben Mechanismen entwickelt, um die Konfrontation mit ihren Vorurteilen zu vermeiden: soziale Überheblichkeit, Entkräftung der Botschaft, Wechsel des Bezugsrahmens, vorgebliches oder tatsächliches „kannit verstan“. Jahoda identifiziert in dieser Vermeidungshaltung ein kulturelles Muster, gespeist von der Furcht vor Isolation und vor der Bedrohung des Ich. In dem gemeinsam mit dem Psychoanalytiker Nathan W. Ackermann verfassten Aufsatz „Eine psychoanalytische Interpretation antisemitischer Einstellungen“ aus dem Jahr 1948 befassen sich die AutorInnen mit den sozialpsychologischen Grundlagen antisemitischer Einstellungen. Diese sind ihres Erachtens nicht Ergebnis einer bestimmten klinischen Persönlichkeitskategorie, sondern Begleiterscheinungen diffuser Ängste, Unsicherheit, hoher Verletzlichkeit und beschädigter Selbstwertgefühle – Gefühlszustände, die Sündenbockprojektionen sowie Neid und Hass auf die JüdInnen nähren. Diese psychischen Dispositionen sind lebensgeschichtlich in familialen Milieus entstanden, in denen es an Wärme und Zuneigung zwischen den Eltern und Eltern und Kind mangelt. Der gemeinsam mit Richard Christie verfasste Text „Über die ‚Autoritäre Persönlichkeit‘“ ist die Einleitung zu einem von den beiden AutorInnen herausgegebenen Sammelband über die wissenschaftliche Qualität, Wirkungsgeschichte und offene Fragen der Studie von Adorno et al. Jahoda und Christie heben zuerst den theoretisch und methodisch neuartigen Untersuchungsansatz – kritisch-gesellschaftstheoretisch und psychoanalytisch informierter Untersuchungsansatz, Verwendung projektiver Verfahren und Fragen, Einstellungsskalen und „klinischer Interviews“ – hervor, um dann die fünf Diskussionsbeiträge vorzustellen und zu kommentieren. Diese Beiträge sind übrigens, wie der von Edward Shils, durchaus kritisch ausgefallen (Shils wirft den StudienautorInnen vor, auf dem linken Auge blind zu sein), weshalb der Band auch von Horkheimer und Adorno recht reserviert aufgenommen wurde.

Im 1990 verfassten Aufsatz erörtert Jahoda die Frage: „Was heißt es, jüdisch zu sein?“ Ausgehend von der Selbstbeobachtung, dass sie einmal bei der Erprobung eines Tests zur Erfassung der persönlichen Identität „vergessen“ hatte, ihr Jüdisch-Sein anzuführen, nähert sie sich der Bedeutung dieses Merkmals für die soziale und personale Identität an. Dabei können Rasse, Religion, Nationalität, Tradition, Kultur und persönliche Merkmale eine Rolle spielen. Bezugnehmend auf sozialhistorische und sozialwissenschaftliche Studien (u. a. The Authoritarian Personality) führt sie aus, dass dabei Sozialgeschichte und individuelle Biografie im Positiven wie im Negativen eine prägende Rolle zukommen. Ihr Resümee: Für die Identitätsbildung von JüdInnen lauern bedrohliche Gefahren, die nicht nur von NichtjüdInnen ausgehen und auf die Grenzen des rationalen im menschlichen Leben verweisen. Im 1997 geschriebenen Text „Nationalismus in einer globalisierten Welt“ behandelt Jahoda die Frage, wie wir in einer globalisierten Welt die ungebrochene Anziehungskraft nationalistischer Bewegungen sozialpsychologisch erklären können. Jahoda verweist hier auf die Bedeutung der Nation – Nationale(r) Sprache, Staat, Regierungsform, Institutionen, Mythen und Symbole, Speisen und Getränke, Sitten – als stabiles Element im lebenslangen Prozess der Identitätsbildung. In (globalisierungsbedingten) Situationen der sozialen und persönlichen Veränderungen wird dieses Element umso wichtiger, es gilt aber, den ideologischen Nationalismus zu bekämpfen.

Das dritte Themenfeld beinhaltet engagierte Beiträge Jahodas zu *Konformität und Freiheit*, die in den 1950er Jahren unter dem Eindruck der McCarthy-Ära in den USA entstanden sind. Im gemeinsam mit Stuart W. Cook verfassten Text „Sicherheit und Freiheit“ berichten die AutorInnen über „Eine explorative Untersuchung zur Wirkung von Sicherheitsmaßnahmen unter McCarthy“ (Untertitel). Dabei weisen sie auf Grund von Interviews mit Universitätsangehörigen und Beamten auf „Kollateralschäden“ der Sicherheitsmaßnahmen für die Freiheit hin: Die Behörden setzen sich dem Verdacht aus, „Gestapomethoden“ zu verwenden, uneingestandene politische und geschäftliche Motive zu verfolgen, und sie werden in Form von Witzen ironisiert. Mittels formeller und informeller Kontrollmechanismen wird ein Klima der Einschüchterung, des Misstrauens und der Verdächtigung und der Anpassung geschaffen. Der Aufsatz schließt mit Hypothesen und Untersuchungsvorschlägen für eine detaillierte Hauptuntersuchung, für die dann allerdings bezeichnenderweise keine Forschungsmittel aufgetrieben werden konnten. Im Aufsatz mit dem Titel „Die Wirkung

von Literatur. Können Bücher schädlich sein“ setzten sich Jahoda und MitarbeiterInnen kritisch mit (pseudo-)psychologischen Begründungen von Zensurmaßnahmen bei Büchern und Massenmedien auseinander. Die Annahmen, dass Bücher und Comics, Werbung etc. „zu Sinnlichkeit und Unmoral, Schmutz und Perversion und degeneriertem Verhalten“ führen, werden im Lichte von Befunden der Forschung zu abweichendem Verhalten und Kriminalität in Frage gestellt und durch den Hinweis auf ihre unbestreitbaren „potentiell zivilisierenden Einflüsse“ relativiert. Im 1959 erstmals publizierten Artikel „Konformität und Unabhängigkeit“ beschäftigt sich Jahoda begrifflich-theoretisch resümierend mit den sozialen Bedingungen für Nonkonformismus bzw. „unabhängiges Dissidententum“. Im Durchgang durch die Ergebnisse der einschlägigen Forschung Anderer und auf Grund eigener Forschungen und Überlegungen kommt sie zu dem Ergebnis, dass es dabei darauf ankommt, ob ein relevantes thematisches Anliegen „Gegenstand einer emotionalen und intellektuellen Investition“ war und situations- und zeitübergreifend verinnerlicht und generalisiert worden ist.

Ein weiteres thematisches Feld beinhaltet Beiträge zur *Sozialpsychologie der Arbeit*, verfasst in der späten englischen Zeit. Im 1966 verfassten Text „Bemerkungen zum Begriff der Arbeit“ versucht Jahoda im Anschluss an S. Freuds „Unbehagen in der Kultur“ und H. Hartmanns „Bemerkungen zum Realitätsproblem“ und auf Grundlage ihrer eigenen Forschungen zur Arbeit in Marienthal und Wales eine theoretische Bestimmung der sozialpsychologischen Bedeutung von Arbeit. Es geht demnach bei der Arbeit nicht nur um ökonomischen Nutzen, sondern um Bindung an die Realität durch Einbindung in eine Zeitstruktur, eine soziale Ordnung der Kooperation und die Konfrontation mit einer eigensinnigen Natur. Im 1988 geschriebenen Aufsatz „Wirklich Ende der Arbeitsgesellschaft? Eine Auseinandersetzung mit Hannah Arendt“ setzt sich Jahoda auf Basis dieser Funktionsbestimmung von Arbeit mit Arendts in ihrem Buch „Vita Activa“ vertretenen impliziten Abwertung der „Vita Activa“ gegenüber einer „Vita Contemplativa“ sowie vom „Arbeiten“ gegenüber dem „Herstellen“ und „Handeln“ und ihrem Abgesang auf die „Arbeitsgesellschaft“ kritisch auseinander. Sie verweist auf die positiven sozialpsychologischen Funktionen von Arbeit und einer Vita Activa und plädiert für eine politische Verbesserung der Arbeitsgesellschaft. Der letzte Text in diesem Abschnitt ist eine „Rede auf dem SPD-Parteitag, München 1982“. Auch hier setzt sie sich auf Basis ihrer sozialpsychologischen



sozialen Funktionsbestimmung von Arbeit für Bemühungen um Sicherstellung von Beschäftigung durch Arbeitszeitreduktion und eine weitere Humanisierung der Arbeit ein, und sie warnt – 20 Jahre vor den maßgeblich von der SPD zu verantwortenden Hartz-Gesetzen – prophetisch davor, Arbeitslose als arbeitsscheu zu bezeichnen und für ihr Schicksal individuell verantwortlich zu machen.

Der letzte Abschnitt beinhaltet thematisch recht heterogene *Essays* von Jahoda – einer aus der Zeit vor der Emigration in Österreich, je einer aus dem englischen und dem amerikanischen Exil und aus der späten englischen Zeit. Im Text „Die Intellektuellen und die revolutionäre Bewegung in Österreich“ aus dem Bürgerkriegsjahr 1934 reflektiert Jahoda auf ihre damalige Rolle als Intellektuelle in der Illegalität. Mit dem Sozialismus sympathisierende Intellektuelle sind gefordert, sich zu SpezialistInnen zu qualifizieren und für ihre Funktion im (damals von ihr als selbstverständlich vorausgesetzten) „kommenden Aufbau einer neuen Gesellschaft“ zu vervollkommen. Anders in der Partei mitarbeitende Intellektuelle. Der Anspruch dieser klassentheoretisch freischwebenden Gruppe auf geistige Führung ist nicht nur unberechtigt, sondern, wie das Beispiel der Sowjetunion zeigt, auch gefährlich. Sie müssen sich in der kontinuierlichen technischen Arbeit, in der seine soziale Angepasstheit (als Tarnung) und seine erworbenen Kulturtechniken (Telefonieren, Textproduktion und Vervielfältigung etc.) nützlich sind, sowie bei der Schulungsarbeit (Kommunikation der Parteilinie, Organisation der Willensbildung etc.) bewähren, und sie sollen auch die Doppelbelastung durch Berufs- und Parteiarbeit auf sich nehmen. Jahodas Text „Überlegungen zu ‚Marienthal‘“ ist vermutlich das Manuskript eines ihrer ersten Vorträge im englischen Exil. Sie erörtert darin auf Grund ihrer Erfahrungen in Marienthal Vor- und Nachteile unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Forschungsstrategien – offene vs. verdeckte Beobachtung, teilnehmende vs. nicht teilnehmende Beobachtung, Labor oder Feldexperiment, Leitfadeninterview vs. standardisierte Befragung, systematische Auswertung und Interpretation in Anwendung unterschiedlicher individual- und sozialpsychologischer sowie soziologischer Blickwinkel u. s. w. Der Beitrag schließt mit einem Ausblick auf mögliche zukünftige Fragen einer Psychologie und Soziologie verbindenden Forschung, deren Beantwortung „uns nicht nur befähigen sollte, diese Welt zu interpretieren, sondern uns auch die Mittel verstehen lässt, ... diese Welt zu verändern“. Der dritte Text dieses Abschnitts, „Nach einem Besuch in Österreich“,

verfasst im Jahr 1954 in den USA, beginnt mit einer Schilderung ihrer Erlebnisse mit Mitreisenden auf der Rückreise von Wien nach New York in Paris und London. Dabei schält sich das eigentliche Thema ihres Essays heraus, das in ihrer Wiener Frühzeit im Mittelpunkt ihres Interesses gestanden war, sie aber seit ihrer Emigration nicht mehr beschäftigt hatte: Klassendistinktionen in Europa. Sie berichtet, dass sie in Wien in einem typischen Oberschichthotel abgestiegen war, sonst aber seien die Klassenunterschiede im öffentlichen Raum verschwunden – zwecks Distinktion von den „deutschen“ OkkupantInnen würde nunmehr auch die Mittelschicht betontes Wienerisch sprechen. Sie vermerkt dann, dass sie zwar die soziale Durchlässigkeit in Amerika schätze und auch sicher Amerikanerin bleiben würde, jedoch Österreich und Europa mit seinen stärkeren Klassengrenzen trotz aller Klassenungerechtigkeiten vermisse, und sie schließt mit der Frage, ob die untere Klasse nicht mehr verliere, wenn die Begabten aus ihr aufsteigen und damit den Verbliebenen das Gefühl vermitteln, Versager zu sein. Der letzte 1981 anlässlich der Verleihung des Kurt Lewin Memorial Awards verfasste Text „Publizieren oder nicht publizieren“ enthält Reflexionen Jahodas über das Publizieren im Wissenschaftsbetrieb. Im Zweifel darüber, ob sie die Ehrung verdiene, berichtet sie über eigene Studien, die aus verschiedenen Gründen niemals publiziert wurden, weil in der Zeit des „Roten Wien“ im politischen Aktivismus die Zeit oder im Gefängnis die Gelegenheit dafür gefehlt hat; weil sie gar nicht primär für wissenschaftliche Zwecke, sondern aus sozialen Gründen durchgeführt wurden und dann aus Rücksicht auf die AuftraggeberInnen (wie im Falle der Arbeitslosenstudie in Wales) oder auf die untersuchte Population nicht publiziert wurden, oder weil der Untersuchungszweck auf Grund von Mängeln in der Konzeptualisierung der Studie nicht erreicht werden konnte. Abschließend hinterfragt sie die Sinnhaftigkeit der normalwissenschaftlichen experimentellen Forschung des sozialpsychologischen Mainstreams und eines vom Prinzip des „publish or perish“ beherrschten Publikationsbetriebs, der eine Flut von Veröffentlichungen produziert, die nicht mehr lesend bewältigt werden kann. Und sie plädiert vorsichtig für eine an praktischen Problemen orientierte Feldforschung und für alternative Formen des Nachweises wissenschaftlicher Exzellenz, die den Wissenstransfer an die Praxis stärker berücksichtigen.

Ein *Kommentar* von Julia Hofmann und Georg Hubmann mit dem Titel „Für eine lebensnahe Sozialwissenschaft“ versucht abschließend, das

Wissenschaftsverständnis von Marie Jahoda zu charakterisieren, das sie über alle biografischen Brüche hinweg lebenslang durchgehalten hat. Wissenschaft ist für sie nicht Selbstzweck im Elfenbeinturm von exklusiven Universitäten und künstlichen Labors, sondern Feldforschung im Dienste der Gesellschaft – nach dem Motto: „sich einzumischen, auch wenn es unbequem ist, reale Sorgen der Menschen wichtiger zu nehmen als abstrakte Gedankengebäude und blinden Methodologismus“.

Ein *Postskriptum* mit einer „Danksagung“ an KollegInnen (allen voran Christian Fleck), Verlag und geldgebende Institutionen, an die MitautorInnen sowie an Jahodas Tochter Lotte Bailyn, sowie mit einer von Rainer Müller (Grazer Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich) erstellte Kurzbiografie runden den Band ab.

3.

Der mit Sorgfalt, Respekt und Wertschätzung editierte Band vermittelt ein rundes Bild des wechselvollen und gebrochenen, aber durchgängig dem Pfad einer „lebensnahen“ und praxisrelevanten Sozialpsychologie an der Schnittstelle von Psychologie und Soziologie folgenden wissenschaftlichen Werdegangs. Die Textauswahl ist gut getroffen. Wenn auch nicht alle veröffentlichten Beiträge aus sozialwissenschaftlicher Sicht von gleicher Bedeutung sind, so geben auch die weniger bedeutsamen einen Einblick in persönliche biografische Hintergründe, die zum besseren Verständnis des gesamten Œuvre beitragen. Die den Beiträgen vorangestellten Kontextualisierungen erleichtern die jeweilige Einordnung, bei einigen hätte sich der Rezensent allerdings weniger Textzusammenfassung und mehr Kontextinformation gewünscht.

Viele der Themen und Befunde Jahodas, namentlich die zu Arbeit oder Nationalismus, erscheinen angesichts aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen und Debatten – Zukunft der Globalisierung, europäische Integration, Zukunft der Arbeit im Zeitalter der Digitalisierung – nach wie vor höchst aktuell. Überraschend allerdings, zumindest für den Rezensenten, dass Jahoda in ihren Schriften bei allem progressiven politischen Engagement eine fast an den Konservativen A. Gehlen erinnernden Glauben an die Abhängigkeit des Menschen von Außenstabilisierung erkennen lässt. Insgesamt darf man dem Buch eine breite Lektüre wünschen und hoffen, dass Jahodas Programm einer „lebensnahen Sozialpsychologie“ beim wissenschaftlichen Nachwuchs Schule macht.

**Literatur:**

- » *Jahoda, Marie / Lazarsfeld, Paul F. / Zeisel, Hans (1975): Die Arbeitslosen von Märienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt am Main.*
- » *Fleck, Christian (2017): Marie Jahoda – ein Portrait, in Marie Jahoda, Lebensgeschichtliche Protokolle der arbeitenden Klassen 1850–1930. Dissertation 1932. Transblick Sozialwissenschaftliche Reihe 15, hrsg. von Bacher, Johann / Kannonier-Finster, Waltraud / Ziegler, Meinrad. Innsbruck-Wien-Bozen, S. 267–361.*
- » *Fleck, Christian / Zilian, Hans Georg (1992): Marie Jahoda – Sozialpsychologie der Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften. Graz.*